

Bernd Fröde

Hochschule für Musik und Theater Rostock

Musikunterricht in der DDR „abseits der staatlichen Norm“?

Rezension zu: Sabine Roterberg (2016): *Schulmusikpraxis in der DDR. Gestaltung und Wahrnehmung von Musikunterricht im autoritären Staat*. Köln: Dohr. ISBN: 9783868461350. 39,80€.

Vor vier Jahren wurde in der Reihe *musicolonia*, herausgegeben von der Hochschule für Musik und Tanz Köln, eine Forschungsarbeit der Bonner Gymnasiallehrerin Sabine Roterberg zur Schulmusikpraxis in der DDR veröffentlicht. Dies ist die gegenwärtig jüngste Publikation in der nunmehr fast 30-jährigen Geschichte der wissenschaftlichen Rekonstruktion, Interpretation und Bewertung der schulischen Musikpädagogik der DDR nach der politischen und gesellschaftlichen Wende von 1989/90.

Im Unterschied zu den bisherigen Bemühungen auf diesem Gebiet widmet sich die Autorin der „Gestaltung und Wahrnehmung von Musikunterricht im autoritären Staat“ (vgl. Untertitel der Publikation) auf der Grundlage des Oral-History-Ansatzes als grundlegendes Prinzip und verbindet diesen Ansatz mit Anregungen aus der Grounded-Theory-Methodologie, um durch letztere „[...] sich auf die weißen Flecken und ungeahnten Wendungen im Laufe des Forschungsprojektes einzulassen“ (S. 65). Denn das Spezifische dieser Methodik, so die Autorin, bestehe darin, Forschung als Prozess zu begreifen, in dem die Datenerhebung und Datenauswertung parallel erfolge, was sich in ihrer Arbeit als hilfreich erwiesen habe (ebd.)¹. Es handelt sich also bei der vorliegenden Publikation um eine empirische Arbeit, was erklärt, dass diese hier rezensiert wird.

Sabine Roterberg begründet ihre Forschung damit, dass es von besonderer Relevanz sei, ein Vierteljahrhundert nach dem Ende des SED-Regimes eine qualitativ-empirische Forschungsarbeit über den Musikunterricht in der DDR vorzulegen, denn: „Die Intensivierung der Auseinandersetzung mit der (ost-)deutschen Vergangenheit und das Nachvollziehen der Auswirkungen staatlich autoritären Agierens auf die Lebensgestaltung und Identitätsbildung der Menschen in der ehemaligen DDR sind dringend geboten, um heute eine größere Verständigung zu erzielen und sich weiter aufeinander zuzubewegen.“ (S. 16) Das erscheint mir, nach wie vor, ein sehr achtenswertes Anliegen der Forschung zu sein. Allerdings ist es keineswegs neu und wurde schon mehrfach in der DDR-Forschung, auch in der zur Musikpädagogik, formuliert. Interessant in diesem Zusammenhang ist sicher, welche Personen(gruppen) diese Forschung bislang zur Kenntnis genommen

¹ Insgesamt wird das Potenzial dieses Ansatzes wenig genutzt. Neben der Studie von Lehmann-Wermser (2003) existiert noch eine Veröffentlichung Zdzinski (2008). Aber selbst im renommierten *Journal of Historical Research in Music Education* finden sich in den letzten 5 Jahren keine weiteren Veröffentlichungen.

haben/ nehmen und in welchem Maße und in welcher Qualität sie bisher dazu beitragen konnte, „eine größere Verständigung“ zu befördern.

Wenig beschrittene Wege geht die Wissenschaftlerin mit ihrer qualitativ-empirischen Forschungsmethodologie, womit sie versucht, das Verhältnis von Intention und Realität von Musikunterricht in der DDR auszuloten. Dazu formuliert sie relevante Fragen, wie z. B. „Wie wurden die offiziellen Schriften bzw. Vorgaben (z. B. Lehrpläne und Musikbücher) interpretiert und umgesetzt?“ oder „An welchen Stellen sind die Musiklehrer möglicherweise bewusst davon abgewichen und warum?“ (S. 19) Um Antworten auf diese und ähnliche Fragen näher zu kommen, hat Sabine Roterberg zwischen Juli 2007 und April 2009 drei Frauen und fünf Männer befragt, die zum Zeitpunkt der Wende zwischen 20 und 44 Jahre alt waren. Dabei war es ihr wichtig, unterschiedliche Denk- und Verhaltensweisen gegenüber der staatlichen Ideologie und Politik in der DDR repräsentiert zu bekommen. Ihre Interviewpartner*innen etikettiert sie einzeln entsprechend einer jeweiligen „persönlichen Etablierung“ (S. 308), um diese genauer auszdifferenzieren. So gibt es den *Chorleiter mit Eliteanspruch*, den *illegalen Musikbuchherausgeber mit Visionen*, den *Rocker mit zivilem Ungehorsam* oder auch den *Singclub-Aktivisten*. Wir finden aber auch die *Gesangspädagogin mit christlicher Überzeugung* neben der *Herzblut-Musikpädagogin*, die vom Sozialismus überzeugt gewesen war (S. 309). Diese Bezeichnungen haben sich aus den Interviews ergeben. Die Autorin hat ihren Zeitzeug*innen zudem Perspektiven der Erinnerung zugewiesen, die mit dem Alter der Personen oder auch deren beruflicher Tätigkeit zu begründen sind. Fünf Personen berichten daher vor allem aus einer *Lehrerperspektive* und drei Personen bedienen die *Schülerperspektive*. Gegliedert wurden die Interviews in jeweils zwei Teile, einen narrativen Teil für biographische Rekonstruktionen und einen Teil mit Leitfragen, der die Sichten der Zeitzeugen auf den schulischen Musikunterricht offenlegt. Durch die Auswahl der befragten Personen und die entsprechenden Perspektiven, aus denen berichtet wurde, wird der Fokus der Untersuchung auf die 1970er und 1980er Jahre gelegt, was im Titel der Publikation jedoch nicht vermerkt ist und in der Arbeit nur kurz erwähnt wird. Das ist wissenschaftlich und in der Sache selbst allerdings äußerst problematisch, denn gerade im Fall der DDR ist nach dem Machtwechsel von W. Ulbricht zu E. Honecker (Anfang der 1970er Jahre) eine deutliche Zäsur zu setzen. Roterberg untersucht und reflektiert jene Zeit, die vom Machtimperium Erich Honeckers und von Hoffnung – Erstarrung – Zerfall bestimmt war. Mithin werden von ihr die ersten 20-25 Jahre, also ca. die Hälfte DDR-Zeit ausgeblendet, was deutlicher hätte benannt, klar begründet und zumindest ansatzweise problematisiert werden müssen.

Insgesamt gliedert sich die Arbeit in drei größere Komplexe. An einen theoretischen Teil, in dem geschichtswissenschaftliche und politologische Termini behandelt werden sowie die Forschungsmethodologie erläutert wird, schließen sich Darstellung und Interpretation der Einzelfälle bzw. Interviewergebnisse an, um im letzten Teil eine abschließende Auswertung und Diskussion der Forschungsergebnisse vorzustellen. Auffällig ist hier der Umfang des Teils 2 zu den Interviews, der immerhin etwa 60 % der gesamten Publikation ausmacht.

In ihrer Querschnittsauswertung kristallisiert die Autorin sehr sinnvoll sechs thematische Schwerpunkte heraus, die sie in Bezug auf den Umgang der Zeitzeugen mit Fragen des Politischen vergleichend behandelt, „um die Vielfalt an Konzepten und Strategien zusammenzutragen, die die Musiklehrer in ihrem Umgang mit dem autoritären Bezugsrahmen in ihrem täglichen Unterricht ausgebildet und angewandt haben“ (S. 275). So findet man u. a. die Schwerpunkte „Umgang mit dem Lehrplan“, „Das Verhältnis von fachlicher und ideologischer Vermittlung“ oder

auch „Der Umgang mit dem geistlichen Lied“ (S. 275 ff.). Hier werden noch einmal die sehr unterschiedlichen Äußerungen der Interviewpartner*innen zu den einzelnen Schwerpunkten verdeutlicht. Herr A z. B. merkt zum Lehrplan an, „[...]“, dass man sagt, es wurde alles uniformiert, das ist völliger Unsinn [...] Der Lehrplan war weit genug, dass man alles unterkriegen konnte, was man wollte. Jenseits von geistlicher Musik!“, während Herr B feststellt: „Die Lehrpläne waren vorgegeben [...] summarisch noch mit Stunden. Es gab für jede Klassenstufe eine klare Reihenfolge! [...] Und man konnte also links und rechts da kaum sich bewegen, das war schwierig. [...] und man musste das wirklich abarbeiten!“ (S. 276)

In ihren Ausführungen zu den Forschungsergebnissen zeigt Sabine Roterberg sehr ehrlich auf, was sie in ihrer Arbeit auch für nicht leistbar hielt. So habe sie wegen der hochkomplexen Fallgeschichten und der geringen Anzahl der Interviewpartner*innen keine Typenbildung vorgenommen. Auch habe sie keine übergeordnete Theorie im Sinne der Grounded Theory formuliert und keine allgemeingültige und repräsentative Anordnung der Interviewaussagen angefertigt. Vielmehr sei es ihr darum gegangen, Tendenzen aufzuzeigen, „die in begrenztem Maße das Spezifische der DDR-Schulmusikpraxis aus der Erinnerung der Zeitzeugen wiedergeben“ (S. 305).

Eine Grafik zu den Faktoren einer „Gestaltungsdimension“ veranschaulicht, welches individuelle Gestaltungspotenzial die befragten Musikpädagog*innen angesichts der bestehenden Verhältnisse für ihren Unterricht haben ausmachen können. Dabei hätten sich die Akteure immer in einem komplexen Beziehungsgefüge/ Spannungsfeld von individuell interpretierten Chancen/ Freiräumen und strukturellen bzw. staatlichen Grenzen befunden und bewegt (S. 310).

Dass das Ausloten des o. g. Spannungsfeldes in einem autoritären Staat besonders aufmerksam erfolgen muss(te), ist sicher unstrittig. Dennoch dürfte dies für Menschen in jeder Gesellschafts- bzw. Staatsform notwendig sein, so demokratisch, human und gerecht sich diese Gesellschaften/Staaten auch selbst sehen mögen. Insofern ist das grafisch Dargestellte nicht DDR-typisch. Gewiss, besonders in pädagogischen Berufen war in der DDR das Austarieren und sich Positionieren zwischen Anpassung und Widerstand grundlegend. Mitunter war es auch ein dauerhafter Suchprozess: Freiräume bestimmen – in Nischen leben – eine doppelte Identität entwickeln – sich arrangieren.

Aber Roterberg kommt in ihrer Untersuchung mit Blick auf das Schulfach Musik in der DDR zu einem bemerkenswerten Ergebnis, wenn sie sagt, gerade in einem Fach wie Musik sei es möglich gewesen, dass sich vieles umsetzen ließ, was zum Beispiel in einem Fach wie Staatsbürgerkunde kaum realisierbar schien, da dieses Fach „weniger im Fokus des öffentlichen Interesses stand, der Stellenwert an den Schulen häufig als eher gering angesehen wurde [...]“ (S. 308). „Das Selbstverständnis des Musiklehrers als Musiker bzw. Künstler – neben dem des Pädagogen – erleichterte es, sich dem staatlich-autoritären Einfluss stellenweise zu entziehen und ideell unabhängig zu bleiben. Damit konnte ein Musiklehrer in der DDR Räume aufstoßen, die sich im Vergleich zu der übrigen Bevölkerung sonst nicht öffneten und unerreichbar blieben [...]“ (S. 308), so die Autorin weiter. Und schließlich: „Im Rahmen dieser Oral-History-Studie konnte gezeigt werden, dass sich der Unterricht vielfach abseits der staatlichen Norm vollzogen hat.“ (S. 323) Dieses Fazit durch Befragungen einer größeren Probandenzahl zu überprüfen, wäre sicher ein lohnenswertes wissenschaftliches Vorhaben. Die bisherige Forschung zum Musikunterricht in der DDR hat einen solchen Befund nicht gebracht (vgl. z.B. Fröde 2010, Krüger 2001 und Siedentop 2000). Um das Spezifische des Musikunterrichts jedoch noch klarer herauszustellen, wären auch vergleichende Forschungen zur Tätigkeit und zu den Erfahrungen von Lehrern z. B. der Fächer

Kunsterziehung und Deutsch sehr spannend, weniger wohl Vergleiche zum Staatsbürgerkunde oder zum Geschichtsunterricht.

Mit einem deutlichen forschungsmethodologischen Problembewusstsein gegenüber der Oral-History macht Sabine Roterberg allerdings darauf aufmerksam, dass sie ihre Ergebnisse als ‚Deutungsangebot‘ versteht und präsentiert. Sie möchte dem Leser einen „eigenen Interpretationszugang“ (S. 60) ermöglichen. Dies ist nicht zuletzt der Grund dafür, dass die Darstellung der Interviewergebnisse so umfangreich ausfällt, denn die Autorin räumt den Zitaten aus den Interviews in diesem Teil sehr viel Platz ein.

Vergleichend zu benachbarten Wissenschaftsdisziplinen wie Geschichts- und Politikwissenschaft, Soziologie und Psychologie diskutiert die Autorin abschließend die Ergebnisse ihrer Forschung. Sie grenzt sich dabei teilweise von andernorts vertretenen Positionen ab, insbesondere von den Forschungsergebnissen des Politologen Klaus Schroeder, die er in seiner Publikation *Der SED-Staat. Geschichte und Strukturen der DDR 1949-1990* im Jahre 2013 veröffentlichte. Schroeder kam seinerzeit zu dem Ergebnis, so die Interpretation von Sabine Roterberg, dass es den DDR-Bürger*innen nicht wirklich möglich gewesen sei, ihr Leben selbstbestimmt und individuell zu gestalten (S. 321). Roterberg hält dagegen und weist auf ein weit differenzierteres Bild hin, das sich in den Erfahrungen „ihrer“ Zeitzeug*innen widergespiegelt habe (ebd.). Und dieses Dagegenhalten erscheint mir sehr angebracht. Roterberg kann sich das jedenfalls, dank ihrer beachtlichen und wichtigen qualitativ-empirischen Forschung in der historischen Musikpädagogik, guten Gewissens leisten.

Literatur

- Cloer, E. (2002). Die Pädagogik in der DDR – ein monolithisches Gebilde? Differenzierung tut not: das Nebeneinander von Staatspädagogik und reflektierenden Pädagogik-Ansätzen. In B. Fröde & B. Jank (Hrsg.): *10 Jahre danach: Sichten auf die schulische Musikpädagogik in der DDR. Probleme – Impulse – Initiativen*. Essen: Die Blaue Eule, S. 15–34.
- Fröde, B. (2010). *Schulmusik in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR bis Anfang der 1960er Jahre. Zwischen fachorientierter Tradition und ideologischer Okkupation*. Hannover: IfMpF.
- Krüger, A. (2001). *Von der DDR zur BRD – Wandel des Musikunterrichts im Urteil von Fachlehrern Sachsen-Anhalts. Eine empirische Studie*. Augsburg: Wißner.
- Lehmann-Wermser, A. (2003). „Es waren ja nicht viele Musikbegeisterte bei uns in der Klasse ...“ *Musikunterricht an den höheren Schulen im Freistaat Braunschweig 1928-1938*. Hannover: ifmpf.
- Siedentop, S. (2000). *Musikunterricht in der DDR. Musikpädagogische Studien zu Erziehung und Bildung in den Klassen 1-4*. Augsburg: Wißner.
- Schroeder, K. (2013): *Der SED-Staat. Geschichte und Strukturen der DDR 1949-1990*. Köln: Böhlau.
- Zdzinski, St. F. (2008). Joseph A. Labuta and His Life in Music Education: An Oral History. *Journal of Historical Research in Music Education*, 29(2), pp. 108-128.

Bernd Fröde

hmt III Hochschule für Musik und Theater Rostock
Beim St.-Katharinenstift 8
18055 Rostock
Email: bernd.froede@hmtm-rostock.de

Elektronische Version / Electronic Version:

URL: <https://www.b-em.info/index.php/ojs/article/view/191>

URN: urn:nbn:de:101:1-2020032430